



Dem Pfälzerland

Jetzt sproßt des Maien junges Grün
und Fink und Drossel schlagen,
bei Tagesgrauen hat mein Fuß
bergaufwärts mich getragen.
Ich steh auf des Gebirges Höh,
den reichen Gau zu Füßen,
und lauchzend regt sich's in der Brust
die Heimat froh zu grüßen.

Im Tale kräuselt sich der Rauch,
vom heimatlichen Herde,
des Tages Lärmen dringt herauf,
der Duft gepflügter Erde.
Und rings umher in stolzem Kreis
die Berge machtvoll ragen,
die wohlgepflegt der Reben Kranz
und grüne Eichen tragen.

Und wonnig schweift der trunkne Wid
von einem Berg zum andern,
Durch Wiesengrund, durch Wald und Aun
— es ist ein herrlich Wandern!
Bis fern im Nord aus blauem Duft
sich mächtig Wälle bauen
und um des Donnersberges Grat
die Morgennebel brauen.

O Heimatland, o Pfälzerland,
du liebster Fleck auf Erden!
So traut wie du kann nimmermehr
Mir je ein andrer werden!
Und immer wird mein schlichter Sang
zum Preise dir erschallen,
Gott schütze dich, mein Heimatland,
und segne dich vor allen!
Richard Müller

Zum Gedächtnis an August Becker

Es war am 27. April des Jahres 1828. Frühlingswonne lag behäbig an den rebenundusteten Gehängen des den Wasgaubergen vorgelagerten Hügellandes und füllte mit Liebreiz die weiten Gefilde. Alle Kreatur trank sonnendurstig den Sprühluß des Lenzes. Auch das alte Schulhaus in Klingenstein stand im Zeichen froher Erwartung. Aus dem nahen Bergwald klang frohlockender Ruckruf, und die langen Hasden entlang mischte sich der Primeln Glanz mit Anemonentanz und brechenden Knospen. Der Hochwald drüben aber hütete ein wundervolles Geheimnis. Im Schuß des Dichts sprengten frühreife Maiglöckchenkinder ihren Kerker und reckten ihre Zippelkette hoch. Doch ihren himmlisch süßen Zauberdust hielten sie in ihren geschlossenen Glöckchen gefangen, hoffnungsfreudig. Und durch alle Aebn der Natur schlich der Zaubersuß sinnlicher Liebe.

Feurigrot stand die Sonne am Himmel, als künde sie der Menschheit einen großen Tag. Und während die Finken im Fliedergesträuch sich neckten und vom höchsten Zweig der wetterharten Kastanie im Schulgarten die Amsel ihre Spottwelsen pfiff, fand Freund Aebdar an des Schulmeisters oft benützter Wiege

und schenkte ihm seinen August, den vierten seiner Vuben. Väterlicher Stolz und mütterliche Dankbarkeit unstanden den neuen Weltenbürger. Ein entzündendes Fledchen Erde wurde ihm zur Heimat. Und die holprigen, oft auf- und abwogenden Gassen des niedlichen Klosterdorfes sahen einen ihrer Besten sich entfalten. Schuljahre kamen und gingen und die Lateinschule des nahen Bergabern öffnete dem hoffnungsvollen Knaben ihre Pforten. Schon seine Jugendzeit ist reich an einfachen, aber allerliebsten poetischen Gebilden, mit denen er Kümmernisse und Sorgen des Alltags aus der Enge des Schulhauses bannte. Stolz schaute der Vater auf seinen Sohn und ließ ihn statt des Lehrerseminars die Hochschule beziehen. Beders Studienjahre wurden Kampfsjahre, stand doch das Schredgespenst finanzieller Nöte bei allem seinem Tun ihm am treuesten zur Seite. Es war keine leichte Aufgabe, die der Dorfschullehrer von Klingenstein sich gestellt hatte; aber der außergewöhnliche Fleiß des dankbaren Sohnes lohnte jedes Opfer. Und so sehen wir August Beder, der sich in dem Verein für deutsche Dichtkunst bald einen Namen erworben hatte, den Widerwärtigkeiten des Lebens zum Trotz auf eigene Füße sich stellen. Ohne seine akademischen Studien zu Ende zu führen, warf er sich mit kühnem Mut, übergroßer Begelsterung und vollem Erfolg auf die journalistische Berufsarbeit. Dabei fehlte es ihm durch seinen Aufenthalt in der deutschen Kunstzentrale, speziell durch seine persönlichen Beziehungen zu namhaften Künstlern wie Kaulbach und Schwind, nicht an vielerlei Anregungen. Auch der Dichterrunde im „Goldenen Hahn“, die Beder fleißig besuchte und die ganz im Fahrwasser des neoromantischen Geistes segelte, spornten den jungen Journalisten der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ zu schöpferischem Schaffen an. Sein lyrisch-episches Gedicht „Jung Friedel der Spielmann“ war Beders erste größere Arbeit, mit der er an die Öffentlichkeit trat — seine Erstgeburt auf literarisch-belletristischem Gebiet. Und sie brachte ihm Lorbeeren.

Mit dreißig Jahren schrieb August Beder seine pfälzische Landeskunde und Kulturgeschichte, jenes Buch, dessen Weg wir ihn alle so lieben und ehren, mit dem er die Blide des ganzen Deutschland auf das Wonneland am Rhein mit seinen gigantischen Wäldern und seiner Burgromantik, mit seinen bizarren Felsen und lieblich weichen Tälern hinlenkte und mit dem er uns selbst unsere teure Heimat noch einmal gab: „Die Pfalz und Pfälzer“. Beder zeigte sich in diesem Werk wie auch in seinen übrigen heimatgeschichtl. Arbeiten als klassischer Schilderer der Natur und seines Volkes; er hat mit künstlerischem Geschick es verstanden, Geschichte und Sage harmonisch einzuflechten, ohne zu langweilen und ohne seine poesiereiche Sprache aufzugeben. Beders vorzüglichstes Prosawerk ist unstreitig sein sechsbändiger Roman „Des Rabbi Vermächtnis“, eine reife Frucht, die auf dem Boden der ersten französischen Revolution sproß und übersprudelt von geschichtlichen Wahrheiten. Wenn er bei seinen übrigen literarischen Erzeugnissen Kraft und Stoff immer wieder aus seinem pfälzischen Mutterboden sog, so spricht das für seine Anhänglichkeit und Liebe zu dem Lande, in dem er den goldenen Sonnenschein der Kindheit getrunken. Wir Pfälzer kennen unseren August Beder und wollen ihn in erster Linie als den Heimatsdichter feiern, der jenseits der pfälzischen Grenzpfähle seiner Scholle bis zum Tod die Treue hielt. Wir wollen ihm einen Gedenkstein im Paradies unserer Erinnerungen setzen, auf dem in goldenen Lettern die Worte prangen mögen:

„Der ist in tiefster Seele treu,
der die Heimat liebt wie du!“

Nur zwei Werke sind zu nennen und der Meister steht in seiner wahren Größe vor uns: „Sedwig“ und „Nonnen“

welle — der turmgekrönte Höcherberg. Die fast eben verlaufende Scheitellinie dieser weisshäutigen, 518 Meter hohen Landesaufwarte fällt zusammen mit der früheren preussisch-bayerischen Landesgrenze. Ihre Bedeutung für militärische, topographische und geometrische Zwecke wurde längst erkannt. In den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts ließ die preussische Landesverwaltung in Berlin (topogr. Büro) unter erheblichen Kosten einen hölzernen Turm errichten. Auch die Militärbehörde benötigte denselben wiederholt; aber nach etwa einem Jahrzehnt mußte das Holzgerüst, well haufällig, abgebrochen werden. Auf Anregung des Katasterbüros München im November 1912, das in der Gegend von Zweibrücken größere Vermessungen vorzunehmen hatte und zu Beobachtungen, Signallösungen u. dgl. eines Stützpunktes auf dem Höcherberg bedurfte, wurde 1913 nach dem Entwurf des Reg.-Baumeisters Dr. ing. Eberbach (Dttweiler) ein massiver Aussichtsturm von 36 Meter Höhe mit einem Kostenaufwand von rund 16 000 Mark erbaut und ab Mitte August des gleichen Jahres für trigonometrische Zwecke des bayerischen Staates in Gebrauch genommen. Die damals in überraschend kurzer Zeit glücklich zur Durchführung gebrachte Schöpfung fand allseits bei der Bevölkerung großen Anklang und ist als eine wertvolle Errungenschaft für ganze Gegend zu betrachten.

Ein Rundblick von der Plattform dieser Bergwacht zeigt uns bei klarem Wetter eine wahre Märchenpracht, besonders beim Frühstrahl der Sonne und vor des Tages Neige. Ruhig wallen die Wogen herrlicher Mischwaldungen zu unsern Füßen in die Ferne, und mit ihren Ausstrahlungen wecket sich unsere Brust, wandert der Sinn. Nach Osten folgt das Auge dem engen, Nadelgrünen Talgrunde des heim Dorfe Höhen entspringenden Glanbaches, beiderseits begleitet von heckenumbüschten und waldbewälderten, sonnigen Steilhängen, die sich unterhalb des Höcherer Torhauses mächtig abflachen, während fruchtbare Ackerstreifen scharfkantig gegen das Gehölz vorspringen. Freundlich grüßt Waldmoor herauf, hinter dem aus dunkelumbortetem, flachem Wiesengrunde die weißgetünchten Wirtschaftsgebäude und Stalungen des Gestütslozes Eichelshaid sichtbar werden. Weiter gleitet der Blick über die abwechselnd mit Wald, Heide und Wiesen bedeckte westfälische Moorniederung, Landstuhler Bruch genannt, sich in Richtung Kaiserslautern verlierend. Nebstüberdeckt gleicht diese Landschaft einem gewaltigen See, bei Wolkenjagen und Regenschauern erscheint sie düster, Schwermut ermdend, bei Sonnenschein in wechselfoller, auffallender Heiterkeit. Eine Allee stattlicher Laubbäume darin läßt den schnurgeraden Zug der Kaiserstraße erkennen, neben der weite Rauchsäulen eilender Züge aufstauen. Links davon liegen die erstarrten Wellenlinien des Hügellandes am Glan mit zahlreichen anmutigen Dorfschaften, der Heimat der westfälischen Musikanten. In weiter Ferne nordöstlich vom Pohberg und Königsberg wuchtet das Massiv der Donnersberggruppe prächtig auf. Zum südlichen Rand der Moorfläche stößt der reichgegliederte Steilabfall der langgestreckten Sickingen Höhe nieder, von der zahlreiche wohlbestaltete Bauerndörfer herübergrünen. Sie blinken im Sonnenschein, und ihre Kirchtürme nehmen sich von unserem Standpunkt wie Blitzausstrahlungen aus. Weit dahinter fällt, bald sanft, bald scharf gegliedert, der Umriß des schönen Pfälzer Waldes ins Auge, von dem einzelne Gipfel, z. B. der Eschlopf, der große Eyberg, der Horeb u. a. sich deutlich abheben. Auch der Einschnitt des Queichtales (Sattelbild) ist für das geübte Auge erkennbar. In südöstlicher Richtung zieht, einem herrlichen Panorama gleich, zunächst ein vielgestaltiges Hügelland mit Wald, Wiesen- und Ackerlande in buntem Wechsel an uns vorüber. In seinen, von klaren Bächen durchzogenen Tälern und Mulden sehen wir betriebsame Gehöfte und ansehnliche Ortschaften, so das waldumrauschte Jägersburg, ehemals „Hattweiler“ geheißenen, mit Resten eines Herzogsschlusses und einem fischreichen Weiher, dann das aufstrebende Erbach-Reiskirchen mit schöner, weithin sichtbarer gotischer Kirche. An den Fuß des geschichtlichen und lagenreichen Schlossberges schmiegt sich Hornburg an, als Eisenbahnknotenpunkt und Industriestadt für unsere Gegend sehr bedeutungsvoll. Westlich davon erglänzt in lichtestem Grün die breite, steilrandige Bliesmüde, die halbkreisförmig den großen Rirkeler Wald umschließt, aus dem sich der Klosterwald bei Wörtschweiler und die Reste der ehemaligen Reichsfeste Rirkel deutlich abheben. Außerordentlich vielseitig wechseln die Landschaftsbilder, wohin wir auch schauen. Geradezu malerisch ist die Umgebung von Münchmies am Westfuß des Höcherberges. Darüber hinaus sind friedlich schöne Flecken in großer Zahl im welligen Gelände der Ober- und Blies an ihren schlanken Türmen und weißen Säulern sichtbar, im Westen bis zum Schaumberg, im Norden bis zum Weisfel- und Füsselberg. Von düsterem Schattens umflossen, dehnen sich lichtgrüne Waldwiesen, fruchtbare Saaten und frischhauchige Sturzäcker. Nichts scheint den Frieden der still-ländlichen Gegend zu stören. Doch ringsum raunt es von uraltem Geschehen. Durch Tal und Höhen erklang einst der Marschtritt römischer Legionen. Hier fand der schürfende Spaten Beweise

römischer Siedelungen und römischer Betätigung. Durch dieses Gebiet lief die Grenzlinie zwischen der belgischen und obergermanischen Provinz; von Hoop im Ostertal über Krottelbach, Breitenbach, Höhen — Waldmoor. Unter der Gauerteilung gehörte der überwiegende Teil des Höcherberggebietes zum Blesgau, für dessen kulturelle Entwicklung die Rirkeler Hornbach und Wörtschweiler von großer Bedeutung waren. Siedelungen entstanden ursprünglich nur in den geschützten, fruchtbaren Gebietsteilen, ausschließlich Landwirtschaft treibende kleine Dörfer und Höfe, die sich später auch die waldbreichen Höhen eroberten. Die Kriege des 16. und 17. Jahrhunderts sowie die Stürme der großen Revolution brachten auch dieser Gegend Verheerung und unsägliche Not. Langsam nur entstand neues Leben aus den Ruinen, dem um die Mitte des 19. Jahrhunderts durch den Bahnbau kräftige Impulse gegeben wurden. Ungeahnten Aufschwung brachte den Höcherberggebieten die Erschließung seiner reichen Kohlenfelder seit den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts. R. Franz.

Der Einsturz des Ralmit-Turmes

Der Ralmit-Turm war am Mittag des 20. März 1928 nur noch ein Trümmerhaufen. Daran änderten auch alle diejenigen nichts, die diese Nachricht für einen „Alptraum“ hielten. Allerdings erschien diese Tatsache Vielen, die den Turm vor einigen Wochen noch gesehen und seiner Standfestigkeit noch sehr viel zugetraut hatten, nicht faßbar. Waren doch selbst Sachverständige der Meinung, daß kein Einsturz unmittelbar drohe. Die Außenseite des Bauwerkes zeigte außer den Rissen, mit denen man längst vertraut war, und der ebenso gleichgültig hingenommenen Schiefe seiner Kanten und Flächen nichts Bedrohliches. Wer freilich Gelegenheit hatte, tagtäglich die langsam aber unerbtlich fortschreitenden Veränderungen, die namentlich an der Innenseite des Mauerwerkes vor sich gingen, zu beobachten, der mußte an die drohende Gefahr glauben.

Vom Tag der Eröffnung der Warte bis in den Dezember 1927 zeigte der Turm innen wie außen stets das gleiche Gesicht. Erst der so plötzlich auftretende Temperaturanstieg nach den strengen Frosttagen im Dezember vorigen Jahres — innerhalb 36 Stunden 23 Grad Zunahme, davon 17 Grad in 12 Stunden — beschleunigte, dadurch, daß er das Gemäuer stark beschädigte, den Verfall. Ein mit der Erwärmung Hand in Hand gehender Regen verstärkte die zerstörende Wirkung. Am 22. Dezember meldete Schreiber dieses Artikels dem Redakteur des Hauptvereins, Emil Ohler, diese durch den Witterungsumschlag hervorgerufenen Schäden mit dem Hinweis darauf, daß ein baldiges Beseitigen des Turmes angebracht sei.

Besonders die Teile, die nach innen gleich neben der Eingangstür unter der Treppe lagen, ließen erkennen, daß keine Verbindung mehr zwischen den einzelnen Steinen vorhanden war. Von Tag zu Tag fiel Mörtel ab, der nur oberflächlich gegen die Fugen geworfen worden war, die Risse nach außen wurden breiter und die Mauerquerschnitte in den Turmstufen wiesen Fugen und Löcher auf. Beim Durchschreiten der Türöffnung sah man über sich das frische Rot zu Seiten der Bruchstellen im oberen Steinrahmen der Tür: Von drei breiten Steinblöcken, die die Turmwand über dem Eingang trugen, war der äußere und der innere ausgefallen, der mittlere scheinbar noch unbeschädigt. Die unterste Luke — über dem Schriftschild — verlor nach dem Turminnern ihre regelmäßige Form: Ein großer Stein hing bis zum Tag des Zusammenbruches bedrohlich locker, ein kleinerer war schon herausgebrochen und lag am Fuß der Treppe. Durch die breiten Fugen zwischen den Platten der Aussichtsplattform tropfte von je das Regenwasser in das Turminnere, das sich oft noch tagelang nach Regenfällen feucht hielt.

Am 28. März brach gegen 13.30 Uhr etwa 1 Kubikmeter Mauerwerk aus der Ostseite des Turmes. Darauf wurden Sonnenscheinreiber und Antennenmast von der Plattform genommen und der Turm nicht mehr betreten. In diesem Zustand bedeutete der Turm eine furchtbare Gefahr, furchtbarer noch als man zu diesem Zeitpunkte annehmen mußte. Am 29. März gegen 9 Uhr kam Maurermeister Bollert zur Besichtigung. Genau um 9.50 Uhr fiel vor den Augen von vier Zuschauern der Turm in sich zusammen, nachdem der Maurer einen geringen Anstoß dazu gegeben hatte. Nach dem Zusammenbruch zeigte sich die außerordentlich niederrliche und gewissenlose Bauweise des Turmes: Nicht das geringste Bindematerial war zu erkennen. Kein einziges Mauerstück war geblieben. Der Trümmerhaufen zeigte nur einzelne Steine. Außerdem ging aus allem hervor, daß Maurer Holz dadurch, daß er sich in Lebensgefahr begeben hatte, allen Ralmitwanderern einen großen Dienst erwiesen hatte. Wäre der Turm ohne Anstoß wenige Stunden später gestürzt, so lag die Möglichkeit sehr nahe, daß Personen zu Schaden kamen. Nicht auszudenken ist das Unheil, das die

fallenden Trümmer hätten anrichten können, wenn ein lebhafter Sonntagsverkehr oder um den Turm spielende Schulkinder über- rascht worden wären. Auch lassen die in der auf den Einsturztag folgenden Nacht wehenden heftigen böigen Winde die Annahme zu, daß die von oben in den Treppenschacht hineinstürzenden Luftmassen sich in dem Raum gefangen und dann den ganzen Turm gesprengt hätten. Bei solchen Sprengungen wäre eine stärkere Beschädigung der um den Turm liegenden Gegenstände, vor allem der Kaminthürle, nicht ausgeblieben.

Unter den Schuttmassen liegen nun noch die Wasserstoff- bomben, deren Inhalt zu Kriegszwecken zur Füllung der Pilot- ballons diente. Deren Beseitigung wird dann jegliche Gefahr beenden.

Von der Burg Lichtenberg

Vor einigen Tagen war in der Zeitung zu lesen, es seien wieder 2000 Mark zur Erhaltung der Burg Lichtenberg bewilligt worden. Aber es würde manchen Leser mehr erfreut haben, wenn es statt Erhaltung gebelien hätte: zur Verschönerung. Eine Verschönerung der Burg wäre einmal nötiger als ein Stück Mauer auszubessern, das einen „Einfall“ bekommt. Es ist bisher schon viel in dieser Hinsicht getan worden. Nun wäre es auch an der Zeit, einmal etwas zur Verschönerung zu tun. Kommt der Wanderer auf manche alte Burg, dann sieht er, welche schöne Anlagen dort gemacht sind. Herrliche Pfade und Wege, Anlagen von Ziersträuchern, Rasen- und Blumenbeete, schattige Bäume, Weiher und Springbrunnen, Sitzbänke. Auch das Auge des Geheges fehlt nicht. Wie sieht es dagegen auf der Burg Lichtenberg aus? So viele schöne Plätze, die geeignet wären zu den herrlichsten Anlagen, liegen öde, voller Steine, bewachsen mit Dornen und Unkraut. Keinen Zierstrauch erblickt man, keinen schattenpendenden Baum, darunter sich der müde Wanderer erquicken kann. Kein plätscherndes, kühlendes Wasserlein, wo sich der erhitzte, vom Staub der Landstraße bedeckte Wanderer erfrischen kann. Man kann sich höchstens hinter eine hohe Ruinenmauer legen, wo man der Zugluft und einer Er- klältung ausgekehrt ist. Wie sieht es mit der Ordnung aus? Keine Warnungstafel sieht man. Vor zwei Jahren wurde ein Haus dort angekauft zu 5000 Mark. Es war in gutem bewohnbarem Zustand. Es wäre geeignet gewesen für eine Jugendher- berge, auch als Schutzhütte im Fall eines Unwetters. Aber wie sieht es heute aus? Das Dach, die Zimmerdecke und die Fenstern eingeschlagen, der Fußboden aufgerissen. Ein Greuel der Verwüstung! Es scheint, als müsse das Erhaltene zur Ruine, dem Erdboden gleichgemacht werden. Wo ist die Aufsicht, die solche Rohlinge zur Anzeige und Bestrafung bringt? Warum unter solchen Umständen noch weiter Geld bewilligen zur Erhal- tung der Burg? Darum verschönert die Burg, dann wird sie zugleich auch erhalten. Die ganze untere Burg ist geeignet zu den herrlichsten Anlagen. Der große frühere Garten gäbe die schönste Alleeanlage, eine herrliche Terrasse und manches trau- liche Plätzchen wären in der oberen Burg herzurichten. Dann würde der Besucher sich dort wohler fühlen und einen besseren Eindruck mit nach Hause nehmen. Mögen diese Zeilen anregend und fruchtbringend sein!

Chr. F o r s c h.

Schiffsttage in Rumänien

Die Kampfe des 22. Bayer. Infanterie-Regiments

Während wir den Vormarsch durch die Walachei antraten, hatte das Alpenkorps am K o t e n T u r m p a ß den Feind ge- worfen und trieb ihn das Argesultal entlang in unsere Hände. Das waren die Truppen, von denen ein Teil uns am Nachmittage den Bahnhof Titu entreißen wollte. Sie wurden aber leicht zu- rückgeschlagen. Uns unbekannt, hatten wir dort bei Titu mit die Entscheidung gebracht. Als es Abend wurde, bezogen wir im Hause des Apothekers, der alles im Stich gelassen hatte und mit seiner ganzen Familie geflohen war, ein prächtiges Quartier. In dem wohlausgestatteten Weinkeller waren genügend ver- staubte Flaschen, die uns einen ausgezeichneten Schlaftrunk boten. Und als wir dann im warmen Bett ruhten, konnten wir nicht ahnen, daß daheim am nächsten Tag die Glocken läuteten und den großen Sieg am Argesul verkündeten, der die ganze rumä- nische Armee zur Auflösung gebracht hatte und den Fall der Hauptstadt Bukarest beschleunigte.

4. Dezember. Wir sind immer noch als Reserve in dem reichen Titu. Für uns das reine Schlaraffenland, da es doch an nichts fehlte und wir unsere Zigarettenvorräte so wundervoll und billig ergänzen konnten. Erst um 4 Uhr nachmittags er-

reichte uns der Befehl, abzurücken. Vom Gegner hatten wir den ganzen Tag über nichts gesehen und gehört. Obwohl wir end- lich einmal richtig geruht hatten, schien uns doch der Weg end- los, und wir waren heilfroh, als wir endlich um 12 Uhr nachts Gherdani und damit das Regiment erreichten. Nicht lange dau- erte die Ruhe, denn am

5. Dezember ging es bereits um 4 Uhr in der Frühe los. Wir kamen durch Balanesti, als der Feind zu unserer größten Ueberraschung das Dorf Labesti angriff. Es waren starke rumä- nische Kräfte, die uns gegenüberstanden, als das 1. Bataillon nordwestlich Labesti eingeseht wurde. Hier wurde unser Batail- lonsarzt Dr. König von Zweibrücken (gefallen am Chemin des sarsatz am 5. 5. 17) verwundet, wie wir überhaupt allerhand Verluste hatten. Den ganzen Tag über dauerte das Gefecht. La- besti wurden genommen, Sabesti von uns erreicht. Am Abend zog der Gegner ab, wir bezogen Nachtquartier in Balanesti und Sabesti.

In den Tagen vom 6. bis 18. Dezember war fast keine Ge- sechtstätigkeit, da der Feind wieder ins Lausen gekommen war. Tag für Tag wurde weiter gegen Osten marschiert, in Poenari, Tiganesti, Bosdani, Fundul-Danculul, Jilavele, Manasia, Smir- danul und Caldaresti wurde Quartier bezogen. Auch einige Kast- tage wurden eingelegt. Am 17. Dezember kam das 22. Inf. Regt. wieder in den Verband der 11. bayer. Infanterie-Division. Der 19. Dezember fand unser Bataillon in Rujetul, der 20. in Surbila-Greci.

Während des Vormarsches hatten wir erfahren, daß die ge- schlagene rumänische Armee Unterstützung durch die Russen ge- funden habe. Nun lagen diese Russen vor uns. Am 21. De- zember mußte unser 1. Bataillon den linken Flügel des Reserve- infanterie-Regiments 13 ablösen. Der Feind lag in starker Stellung westlich der Kirche Jilipesti, und wir sollten den Sturm, der für die nächsten Tage bestimmt war, mitmachen. Der 22., 23. und 24. waren mit den Vorbereitungen zum Sturm ausge- füllt. Unsere Sturmstellungen wurden ohne Störung bezogen. In der Nacht vom 24. auf den 25. wurde der Russe recht un- ruhig. Hatte er gemerkt, daß er zum letztenmal in seiner Stel- lung nächtigen konnte? Am 8 Uhr begann der Artilleriekampf, vom Gegner ebenfalls kräftig erwidert. Als wir um 10.25 Uhr vom Gegner ebenfalls kräftig erwidert. Als wir um 10.25 Uhr vom Sturm antraten, wurden wir von heftigem Infanterie- und Maschinengewehrfeuer überschüttet und erlitten schwere Verluste. 11.35 Uhr hatten wir den Ostrand von Jilipesti erreicht, nachdem wir in erbittertem Kahlkampf den Russen aus seiner Stellung geworfen. Der hartnäckige Feind hatte aber bereits 1500 Meter östlich des Ostrand von Jilipesti eine neue Stellung bezogen und überschüttete uns von da aus mit Maschinengewehrfeuer, und überschüttete uns von da aus mit Maschinengewehrfeuer, sodas wir nicht weiter vorkamen. Abends wurde das 1. Batail- lon vom 13. Reserve-Infanterie-Regiment abgelöst und bezog Unterkunft in der Bahnstation Faurei.

Am 26. Dezember aber, als wir in Reserve lagen, begruben wir unsere toten Kameraden, darunter die besten Freunde, im Garten des Bahnhofes. Am 27. Dezember, in der frühesten Mor- genstunde, löste das 1. Bataillon die rechte Hälfte der Stellung des 2. Bataillons ab. Dichter Nebel lag über dem Schlachtfeld, unheilbringend, drückend schwer. Erst um 11 Uhr wurde es etwas stichtiger, sodas die Artillerie mit ihrem Wirkungsschlehen be- ginnen konnte. Aber auch der Russe gab rasch Antwort, und seine Granaten und Schrapnells schlugen in unsere Stellungen.

Die Regimentsgeschichte schreibt nun: „Die um 2.20 Uhr nach- mittags vordringende Infanterie wurde vom Feind mit rajen- dem schweren und leichten Artillerie- sowie Infanterie- und Ma- schinengewehrfeuer empfangen. Die anstürmende Infanterie kam nur etwa 200 Meter vorwärts, besonders beschäftigt durch Flanken- und Rückenfeuer je einer feindlichen schweren und leichten Bat- terie. Der Gegner schoß lebhaft bis 4 Uhr nachmittags weiter, dann flaute sein Feuer ab. Für den Abend wurde von der Brigade befohlen, daß die erreichte Stellung gehalten und ausge- baut werden soll. Das 1. Bataillon hatte in der Dunkelheit am Morgen des 28. die ganze Stellung der Sturmtruppe, also nach zwei Kompaniebreiten, vom 2. Bataillon zu übernehmen.“

Am 28. in der Frühe war der Russe ausgezogen, sodas wir vom 1. Bataillon weiter vorrücken konnten. Am 29. Dezember kamen wir in Reserve. Während unser 3. Bataillon mit feind- licher Nachhut schwer zu kämpfen hatte, marschierten wir nach Dedulesti, wo wir Massenquartiere bezogen. 30. Dezember lagen wir in einem wanzentreichen Quartier in Constantinesti.

(Schluß folgt)